

Tatschmurat, Carmen

Soziale Probleme. Vom Definieren und Analysieren zum Lösen und Aushalten

Diskurs 6 (1996) 1, S. 6-13



Quellenangabe/ Reference:

Tatschmurat, Carmen: Soziale Probleme. Vom Definieren und Analysieren zum Lösen und Aushalten - In: Diskurs 6 (1996) 1, S. 6-13 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-66301 - DOI: 10.25656/01:6630

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-66301>

<https://doi.org/10.25656/01:6630>

in Kooperation mit / in cooperation with:
Deutsches Jugendinstitut <https://www.dji.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS

DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation

Informationszentrum (IZ) Bildung

E-Mail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

DISKURSE

*Studien zu
Kindheit, Jugend,
Familie und
Gesellschaft*

Thema:
**Wissenschaft
und Praxis**
*Möglichkeiten
und Grenzen
anwendungsorientierter
Forschung*



Interview:
*Welche Wissenschaft
braucht die Praxis?*

DISKURS

**Studien zu Kindheit,
Jugend, Familie und
Gesellschaft**

**Thema:
Wissenschaft und Praxis –
Möglichkeiten und Grenzen
anwendungsorientierter
Forschung**

Wolfgang Gaiser

Wissenschaft und Praxis – Möglichkeiten und Grenzen
anwendungsorientierter Forschung

Einführung in das Thema 2

Die Wissenschaft hat ihre Selbstgewißheit verloren, und die Praxis ist zunehmend wissenschaftsorientiert. Was kann die Wissenschaft der Praxis bieten? Was erwartet die Praxis von der Forschung?

Carmen Tatschmurat

Soziale Probleme – Vom Definieren und Analysieren
zum Lösen und Aushalten 6

Praxisorientierung sozialwissenschaftlicher Forschung muß immer mehr und anderes als nur Hinweise zur »Problemlösung« geben. Sie muß sich wieder auf ihr kritisches Potential besinnen.

Jan H. Marbach, Renate Bauereiss, Hiltrud Bayer

Facts sind gefragt – Was bringen Surveys und Daten-
banken? 14

Umfrageforschung mit repräsentativen Zufallsstichproben und Regionaldatenbanken bieten für Politik und Praxis ein differenziertes Basiswissen.

Kornelia Schneider, Anne Zehnbauer

Forschung für Kinder – Beispiele praxisorientierter
Wissenschaft 20

Das Projekt »Orte für Kinder« zeigt: Die Verflochtenheit von Wissenschaft und Praxis in Entwicklungsprojekten kann durch einen gemeinsamen Kommunikationsprozeß produktiv gestaltet werden.

Erich Raab, Hermann Rademacker

Schulsozialarbeit – Die Entwicklung eines Forschungsfeldes mit Impulsen für Schule und Jugendhilfe 28

Die veränderten Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen machen vielfältige Formen der Zusammenarbeit von Jugendhilfe und Schule notwendig.

Frank Braun, Holm Felber, Gabriele Gabriel, Tilly Lex,
Heiner Schäfer

Begleitforschung – Ein Versuch der Annäherung von
Wissenschaft und Praxis 38

Die praxisnahe Verortung von Wissenschaft wird am Beispiel der wissenschaftlichen Begleitung eines Modellprogramms zur beruflichen Integration Jugendlicher und junger Erwachsener dargestellt.

Marianne Schumann

Praxisorientierte Familienforschung – Vielfalt der The-
men und Ansätze 50

Praxisorientierte Familienforschung leistet auf verschiedenen Ebenen einen Beitrag zur Unterstützung von Familien. Sie bezieht sich auf Familienselbsthilfe, Tagespflege, Beratung, Hilfen zur Erziehung und Mütterzentren.

INTERVIEW

Welche Wissenschaft braucht die Praxis?

Ein Interview mit Stefanie Friedlmayer 60

Insbesondere in den Bereichen Evaluation, Legitimation und Fortbildung zeigt sich der Nutzen der Wissenschaft für die Praxis.

VARIA

Martina Gille, Winfried Krüger, Johann de Rijke,
Helmut Willems

Jugend und Politik – Politisches Interesse, Institutio-
nenvertrauen, Wertorientierungen und Partizipations-
bereitschaften 62

Obwohl die subjektive Bedeutung von Politik im Jugendalter relativ gering ist, findet man – insbesondere bei den höher Gebildeten und den an Selbstentfaltungswerten Orientierten – eine starke Bereitschaft zu sozialem und politischem Engagement.

LITERATURREPORT

Christian Lüders, Eric van Santen

Praxisrelevanz sozialwissenschaftlichen Wissens –

Ein Literaturbericht 71

Die Ergebnisse der Verwendungsforschung zeigen, daß sozialwissenschaftliches Wissen in allen Bereichen der Gesellschaft – von der politischen Administration bis hin zur Alltagswelt – extensiv genutzt wird. Die Verwendung in der Praxis folgt jedoch eigenen Regeln.

ZUSAMMENFASSUNGEN

SUMMARIES

RÉSUMÉS 79

Impressum 84

Soziale Probleme

**Vom Definieren und
Analysieren
zum Lösen und Aushalten**

Prof. Dr. Carmen Tatschmurat, geb. 1950, Dr. rer. pol., seit 1991 Professorin für Soziologie an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München. Forschungstätigkeit und Veröffentlichungen u. a. zu Arbeits- und Berufssoziologie, weibliche Identität, Frauenforschung zum Nationalsozialismus, feministische Theorie und soziale Arbeit. Schwerpunkte in der Lehre u. a.: Straffälligkeit, Wohnungslosigkeit, bikulturelle Identität. Aktuelle Veröffentlichungen z. B.: TöchterFragen. NS-FrauenGeschichte, Freiburg/Br. 1990 (Hrsg., gemeinsam mit Lerke Gravenhorst); Soziale Arbeit mit Mädchen und Frauen. Stuttgart 1996 (Hrsg., gemeinsam mit Tilly Miller); Individualisierung – die alte Arbeitsteilung im neuen Gewand? In: Sattel, Ulrike (Hrsg.): Sozialisation, Bildung und Erwerbstätigkeit von Frauen (im Erscheinen), S. 126-149.

Korrespondenzanschrift:

Prof. Dr. Carmen Tatschmurat
Katholische Stiftungsfachhochschule München
Preysingstraße 83
D-81667 München

Immer wieder im Laufe ihrer Entstehung und Etablierung sind die Sozialwissenschaften mit dem Anspruch aufgetreten, soziale Probleme nicht nur zu definieren und zu analysieren sowie Hinweise zu geben, wie sie dann, wenn sie aktuell auftreten, bewältigt werden können. Vielmehr wollten sie auch krisenhafte Prozesse prognostizieren und eine mehr oder weniger interessierte Öffentlichkeit darauf hinweisen, daß an bestimmten Stellen Reibungsverluste entstehen und Konflikte mittel- oder langfristig absehbar sind. Für die deutschen Sozialwissenschaften läßt sich das exemplarisch zeigen an den ersten empirischen Untersuchungen des »Vereins für Socialpolitik« oder der Frankfurter Schule, für die Nachkriegszeit etwa an Studien aus dem Umfeld der neueren Frauenforschung oder auch an den Forschungen der sozialwissenschaftlichen Sonderforschungsbereiche (etwa 101: »Theoretische Grundlagen der Berufs- und Arbeitskräfteforschung«; 333: »Entwicklungsperspektiven von Arbeit«). Dabei scheint es zunächst, als zeige die empirische Forschung in der Regel die größere Praxisnähe, weil sie die unmittelbare Umsetzbarkeit quasi schon in sich trägt. Langfristig gehen aber sicher Veränderungsschübe sowohl von eher theoretisch orientierten Arbeiten aus wie der »Risikogesellschaft« (Beck 1986) als auch beispielsweise von einer Studie über »Tagesmütter« (Arbeitsgruppe Tagesmütter). Beide Typen sozialwissenschaftlicher Forschung sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Vielmehr geht es mir darum, daran zu erinnern, daß auch die empirische und anwendungsorientierte Forschung theoriegeleitet sein, d. h. daß ein ausgewiesenes Denk- und Strukturmodell dahinter erkennbar sein muß. Unabdingbar ist ferner, daß Forschung – anwendungsorientiert oder nicht –, sofern sie sich als »kritische« versteht, auch explizit das Gewünschte und Mögliche aufzeigt, von dem die jeweilige Forscher/innen-Gruppe ausgeht. Benannt werden soll also die (konkrete) Utopie, das, was aufgrund des aktuellen sozialen, technologischen und ökologischen Standes einer Gesellschaft an Freiheit und Entwicklung für alle potentiell möglich wäre. Dies kann natürlich immer nur subjektiv, aus der Sicht der Schreibenden entwickelt werden, ist nie »objektiv« meßbar. Anders formuliert: In der konkreten Praxis der Menschen soll auch das »Menschenmögliche« aufscheinen, um Perspektiven über den nächsten Schritt hinaus zu öffnen. Im Vergleich von Potentialen und tatsächlicher Lebenswirklichkeit können – je nach Fragestellung – unterschiedlich große Diskrepanzen sichtbar gemacht werden. Dies alles ist bekannt, ist gute Tradition kritischer Sozialwissenschaften.

Die Frage ist nun: Wie geht es dann weiter? Der Praxis emphatisch zugewandte Wissenschaft wird sich in der Regel nicht damit begnügen wollen, diese Diskrepanz aufzuzeigen, »aufzuklären« und auf Veränderung allein durch Erkenntnis zu hoffen. Sondern sie wird auch den Anspruch haben, die Weichen zu stellen für konkrete Modelle und Handlungsschritte. Wenn nun aber der Bogen so weit gespannt ist – und ich beharre darauf, daß davon nicht abgerückt werden kann –, dann freilich fließt in praxisrelevante Forschung immer auch ein widerständiges Moment ein, das die Hoffnung auf unmittelbare Umsetzbarkeit bereits wieder in Frage stellt. Es mag so scheinen, als ob die Lebenssituation einiger konkreter Individuen durch Beratung, Betreuung und Stärkung ihrer Netzwerke und ihrer Ressourcen verbessert werden könne – was gewiß nicht wenig ist. Wenn aber

folgenden diesen Prozeß der verkürzenden Schere im Kopf noch etwas verdeutlichen. Dafür wähle ich den Bereich, der nicht unmittelbar der Praxis zugerechnet werden kann, sondern ihr vorgelagert ist: die Lehre an Fachhochschulen. Dieser Ort hat meines Erachtens eine Schnittstellenfunktion, denn hier laufen die Ansprüche der Praxis und die Ergebnisse der Forschung zusammen, und hier könnten sie verbunden werden.

Theorie und Praxis – Das Beispiel

Fachhochschulen

An der Fachhochschule befindet man sich als Lehrende in einer Vermittlerposition zwischen einerseits den Studierenden, die demnächst in der Praxis konkrete Handlungsschritte in einem sozialen Feld einleiten und durchführen müssen, und andererseits dem von Wissenschaft und Forschung geleiteten Anspruch, Analysen, Konzepte, Fakten zu vermitteln, die einen konkreten Kontext erklären und der Praxis irgendwie dienlich sein sollen, ohne unmittelbar handlungsrelevant zu sein. Ich möchte im folgenden diese beiden Anforderungen gegenüberstellen und skizzieren, wie damit umzugehen ist.

Die obenerwähnte Spaltung von empirischen Studien in den »Theorierahmen« (der zu vernachlässigen ist) und den »Ergebniskern« (der es wert ist, festgehalten zu werden) geschieht in gewissem Umfang auch bereits in der Lehre. Studierende, vor allem in den praxisnahen Feldern der Fachhochschulen, lernen sehr schnell, zwischen »Theorie« und dem »Praktischen« zu unterscheiden (und zu trennen), und signalisieren deutlich, daß sie ersteres nicht brauchen (und behaupten dann konsequenterweise, es auch gar nicht zu »verstehen«), und konzentrieren sich nur auf letzteres. Damit ist die Gefahr groß, dies in der Vermittlung von Forschung vorwegzunehmen und sich gemeinsam auf das Erlernen von Rezepten zu ver-

hinter der Problematik der (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen und Männer eine grundlegende Krise der Gesellschaft postuliert wird, wenn Erwerbslosigkeit von Jugendlichen vor dem Hintergrund der abnehmenden Arbeit für alle thematisiert wird, wenn Suchtabhängigkeit von älteren Menschen in Zusammenhang gebracht wird mit Suchtstrukturen in der Gesellschaft insgesamt, dann wird deutlich, daß der Kern des Problems durch die Verbesserung der Lebenssituation des einzelnen nicht einmal tangiert wird.

Diese Hilflosigkeit dem komplexen Bedingungsgefüge eines Problems gegenüber, das eben bei genauerem Hinsehen nicht nur als isoliertes, sondern als Signal für eine viel umfangreichere krisenhafte Entwicklung interpretiert werden muß, verführt dann manche Leser und Leserinnen dazu, den sogenannten Theorierahmen einfach als Pflichtübung zu betrachten, der als eine Art Initiationsritus (nicht nur bei Dissertationen) zwar notwendig, aber in keiner Weise »wichtig« sei. Auch die Adressaten in der Politik, den Verbänden, den Selbsthilfeprojekten usw. picken sich gerne die »Ergebnisse« umfangreicher Studien heraus, reduzieren sie auf das vermeintlich Wesentliche – und werden so dem tatsächlich Erhellenden einer Untersuchung gerade nicht gerecht, sondern trivialisieren sie in hohem Maße (Beck/Bonß 1984; s. a. Lüders/van Santen in diesem Heft). Die Rezeption durch die Medien und die Politik etwa von Armutsuntersuchungen oder von Untersuchungen über Gewaltpotentiale bei männlichen Jugendlichen illustriert dieses verkürzende, rein ergebnisorientierte Umgehen mit umfangreichen Forschungsberichten immer wieder deutlich.

Dies hat Konsequenzen, führt bei der Darstellung, eventuell auch schon beim Verfassen von Studien nur zu leicht zu einer Antizipation dessen, was erfahrungsgemäß gewünscht wird und letztlich »überkommt«. Ich will im

ständigen und sich zu verbünden gegen die oft voraussetzungsreichen, abstrakten, jedoch grundlegenden Ausführungen. Dies ist allerdings fatal, widerspricht es doch dem Anspruch und dem dynamischen Potential, das den Sozialwissenschaften innewohnt. Der Prozeß des Einübens praktischen Handelns auf wissenschaftlicher Grundlage müßte in subjektorientierter Tradition (vgl. Bolte 1983) etwa folgendermaßen ablaufen.

1. Zunächst wird ein soziales Problem definiert: Wer sind die Akteure, wer ist betroffen, wer bestimmt, ab wann jemand z. B. als »arm« gilt (Sozialhilfesatz?), welche Alltagstheorien, Deutungsmuster bzw. Ideologien transportieren die in der Wissenschaft oder Politik gewählten Begriffe?

So steckt etwa hinter dem Begriff der »Nichtseßhaftigkeit« immer noch die im Nationalsozialismus (zwar nicht erfundene aber mit den bekannten Folgen) kolportierte Ideologie, es gebe so etwas wie einen Trieb des Unsteten, des Wandern-Müssens, also eine den Personen anhaftende Charaktereigenschaft. Konsequenterweise wird der Begriff »Nichtseßhafte« im Jargon der sozialen Arbeit derzeit (z. B. in den Armuts- und Obdachlosenberichten der Stadt München) ersetzt durch den nicht immer ganz zutreffenden Begriff »Alleinstehende Wohnungslose«.

2. Als nächstes wird das Problem mit Hilfe vorhandener empirischer Studien genauer eingekreist: Welche Bevölkerungsgruppen, unterschieden nach Geschlecht, Alter, ethnischer Zugehörigkeit usw., gehören zur Risikogruppe der Armen oder (potentiell) Wohnungslosen, welche kritischen Lebensereignisse sind die häufigsten Auslöser (Verlust der Arbeit, Beziehungskrise, Trennung, Tod, Krankheit, Suchtproblematik)? Das so gewonnene Material wird im folgenden erweitert: Welche gesellschaftlichen, strukturellen Faktoren wirken auf das Handeln der Subjekte ein? Gemeint sind etwa Erwerbslosigkeitsquoten (u. a. regionen- und geschlechtsspezifisch), hohe Mieten usw. All dies sind Basisdaten, die aus praxisorientierter Forschung zusammengetragen werden können.

3. Daran anschließen muß sich nun die Erörterung grundsätzlicher soziologischer bzw. sozialphilosophischer Erklärungskonzepte: z. B. »Zwei-Drittel-Gesellschaft«, »Kumulation von Risiken in bestimmten Bevölkerungsgruppen«, »Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht«, patriarchatskritische Dimensionierungen, (de-)konstruktionstheoretische Überlegungen wie: Was ist als »Normalität« gesellschaftlich vereinbart, und wie wird die Verletzung dieser Normen (»Abweichung«) sanktioniert (z. B. was geregelte Erwerbsarbeit betrifft)?

4. Von da ausgehend kann der nächste Schritt dann wieder zum Konkreten, zur Praxis hinführen. Es kann gefragt werden: Was sind die Ziele sozialarbeiterischer Intervention z. B. im Feld »Wohnungslosigkeit«? Auf der personalen Ebene wären dies etwa die Integration als (Wieder-)Herstellung von Arbeits- und Wohn- und Beziehungsfähigkeit (Ressourcenstärkung). Auf der sozialpolitischen Ebene müßten diese Integrationsprozesse durch Öffentlichkeitsarbeit zur Schaffung von adäquatem Wohnraum, von Arbeitsplätzen, von speziellen Trainingsprogrammen, von Selbsthilfe- und Beratungsangeboten ermöglicht werden. Niedrigschwellige Angebote oder komplexe Hilfsangebote durch altbewährte Institutionen wären eine weitere mögliche Differenzierung, ebenso geschlechtstypisch unterschiedliche Interventionsmuster.

5. Durch praxisbegleitende Forschung könnten dann schließlich Fakten und Modelle sowie die Normalitätsvorstellungen der Beteiligten, insbesondere auch der Professionellen selbst, neuerlich überprüft werden. Damit kann die Theorie immer genauer an die Praxis angepaßt werden und problemadäquateres praktisches Handeln erfolgen.

Bei einem solchen Vorgehen haben die Studierenden den Vorteil, ein Problem komplex begreifen zu können. Ihr tentatives Handeln (z. B. in Praktikumseinsätzen) kann im Rahmen umfassender Theorieansätze verortet, kritisiert, weiterentwickelt werden, und es wirkt im Idealfall später auf das Selbstverständnis bestimmter Gruppierungen der Gesellschaft, der Verbände, der Politik, der Sozialverwaltung, der Stadtteilbevölkerung usw. zurück.

Die Praxis fordert Lösungen

»Das ist ja alles ganz interessant und trägt auch dazu bei, ein Problem besser einzukreisen und größere Zusammenhänge zu erkennen, aber jetzt will ich doch mal wissen, was ich konkret Schritt für Schritt tun muß, wenn eine Frau ohne Wohnung zu mir in die Teestube kommt!« So oder ähnlich äußern sich Studierende der Sozialpädagogik immer wieder, wenn ihnen wissenschaftliche Studien nahegebracht werden. Dazu kommt folgende Beobachtung: Im Grundstudium werden die Studierenden mit Theorien der sozialen Arbeit und mit globalen gesellschaftstheoretischen Ansätzen wie Modernisierung oder Individualisierung vertraut gemacht. Anschließend gehen sie in ein 20- bis 40wöchiges Praktikum. Wenn sie dann an die Hochschule zurückkehren und mit dem Hauptstudium beginnen, sind die Theorien und Erklärungsansätze oft weitgehend vergessen.

Der Druck, schnell handeln zu müssen, läßt es in der praktischen Arbeit in einer Sozialberatungsstelle, in einer Zufluchtsstelle für junge Frauen und Mädchen oder einer Nachtschlafstelle für Suchtabhängige nur selten zu, nicht

sofort etwas zu »tun«. Der Handlungsdruck der Praxis, die Eindrücke des »richtigen Lebens« sind so stark, daß die wissenschaftliche Reflexion über das Erfahrene mühsam wiederaufgebaut werden muß – und zwar angesichts der bedrängenden Realität, daß der Beginn des Berufslebens unmittelbar bevorsteht, wenn er nicht schon parallel begonnen hat. Dort ist dann selten mehr gefragt als ein profundes Halbwissen. So wird die Ungeduld, sich auf Wissenschaft einzulassen, um so größer, je näher das Ende des Studiums rückt. Denn die soziale Arbeit ist dadurch gekennzeichnet, daß häufig existentielle Notlagen einerseits und kurzfristig kriseninterventionsorientiertes Handeln andererseits den Anfang und manchmal auch das Ende des Möglichen markieren.

Hier immer wieder geduldig das Studium als Ort der Reflexion von vermeintlich harten Fakten und nur allzu plausiblen Modellen zu reklamieren, als (vielleicht für lange Zeit letzte) Chance zum grundsätzlichen Diskurs über Pro und Contra eines Ansatzes, über den Erkenntnisgewinn einer bestimmten Sichtweise, erfordert von den Lehrenden selbst ein hohes Maß an »Verweigerungskompetenz«: sich den so verständlich scheinenden Forderungen der zukünftigen Praktiker und Praktikerinnen zu verweigern und keine »How-to-do«-Anleitungen zu geben. Es erfordert auch, gegen alle Anstürmungen der Praxis, immer wieder die eigene Vergewisserung darüber, daß es weder im Feld der sozialen Arbeit noch in anderen Praxisbereichen »gebrauchsfertiges Wissen« gibt (Pieper 1988).

Dies gilt übertragen auch für Forscher und Forscherinnen, die ihre Arbeiten »zu Markte tragen« und die natürlich gehört werden wollen. Auch für sie besteht die Gefahr, dem gierigen Schreien der Medien und der Anwender (oder Auftraggeber) nach kleinen, verwertbaren Häppchen nachzugeben und zu suggerieren, es werde alles besser, wenn nur diese Beratungsstelle eingerichtet, jener Stellenschlüssel verbessert oder eine Rechtsverordnung verändert würde.

Dabei ist es in der Forschung seit langem klar, daß es erstens nicht darum gehen kann, einen Pool von abrufbaren Fakten zur Verfügung zu stellen, wie dies noch in den 60er Jahren als Paradigma gegolten haben mochte

(Honig/Münchmeier 1987, S. 8-11). Es ist zweitens Konsens, daß durch teilnehmende Forschung (Stichwort Aktions- oder Handlungsforschung) die Nähe zur Praxis zwar größer wird, daß aber selbst damit keine lückenlose Verzahnung von Forschungsergebnissen und Handlungsschritten gewährleistet ist. Und es ist drittens wohl kaum noch umstritten, daß dies auch nicht wünschenswert, sondern eine unangemessene Engführung und Vereinnahmung der Forschung wäre. Davon mag es Ausnahmen in ganz konkreten, abgrenzbaren Problemstellungen geben. Für das Gros der sozialwissenschaftlichen Forschung wäre dies mit dem Verlust des kritischen Impetus verbunden, der sich speist aus dem Blick über den Teller- rand eines immer nur kleinen Ausschnitts der gesellschaftlichen Entwicklung.

Sind die in der Praxis Tätigen »dumm«, sind sie nicht auf der Höhe der Zeit? Warum klagen sie immer noch und immer wieder etwas ein, was Forschung ihnen nicht geben kann oder will? Wo liegen die Mißverständnisse? Forschung ist zunächst dadurch gekennzeichnet, daß sie in der Lage ist, sich Zeit zu nehmen, um Fakten zusammenzutragen, Hypothesen aufzustellen und gegebenenfalls wieder zu verwerfen. Gemeinsam können Ergebnisse in Teams diskutiert und Widersprüche offengelegt, bereinigt bzw. auch stehengelassen werden. So werden manchmal sehr komplexe, differenzierte Ergebnisse erreicht. Von der Praxis wird dies dann als Dilemma erfahren: Die Komplexität der Probleme ist oft so erdrückend, daß ein an der Maxime der Reduktion von Komplexität orientiertes Handeln gefordert wird, auch wenn es meistens viel zu kurz greift.

Häufig können durch wissenschaftliche Analysen nur Rahmendaten für das praktische Handeln angegeben werden, und nur allzuoft heißt die Konsequenz in den Sozialwissenschaften, »man müßte eigentlich« auf allen politischen Ebenen zugleich agieren, um wirksame Verbesserungen zu erreichen. Dies zusammengenommen, grundsätzliche Analysen und das Aufzeigen politikverschuldeter Defizite, kann allerdings für die Praxis lähmend und damit kontraproduktiv sein:

»Welche ›Ursache‹ wäre denn zu beseitigen, wenn man die Leistungen eines Sozialarbeiters kritisiert, der einen

jener ältesten Alten in einem Pflegeheim mit knapp kalkulierten Versorgungsleistungen unterbringt: die Langlebigkeit, die Tatsache, daß Leben endet oder daß es in dieser Weise endet; die Berufstätigkeit der 50jährigen Tochter des Patienten, der es nach langer Arbeitslosigkeit gelungen ist, ihren depressiven Verstimmungen zu entkommen; die Rentenhöhe des Patienten, die wie bei den übrigen 90 % der Betroffenen nicht ausreicht, um die Pflegekosten von 4200,- DM zu decken; die Hauspflegerin einer Sozialstation, die es als am schlechtesten bezahltes Glied einer ambulanten Versorgungskette nicht mehr verantworten kann, den Patienten für viele Stunden unversorgt zu lassen?» (Meinhold 1988, S. 72)

Dennoch ist nicht davon abzurücken: Anwendungsorientierte Forschung stellt zunächst ein analytisches Strukturmuster bereit zur Beschreibung, Erklärung und zum Verstehen der konkreten Situationen innerhalb globaler gesellschaftlicher Entwicklungen. Gleichzeitig kann sie perspektivische Zukunftsentwürfe zur Diskussion stellen. Dazu gehören auch Daten zu und Informationen über Beziehungen zwischen ökonomischen, ökologischen und sozialen Prozessen sowie Kenntnis von biographie- und geschlechtsspezifischen Interpretationsmustern.

Dazu ein Beispiel subjektorientierter Zugangsweise. In dem Text »Mütter im leeren Nest« analysiert Hanne Pongratz (1988) jene Phase in der Familie, die vor den Eltern, v. a. den Müttern, liegt, wenn die erwachsen gewordenen Kinder endgültig den elterlichen Haushalt verlassen. Pongratz konzentriert sich insbesondere auf die Probleme, die auf die Frauen zukommen, die nicht erwerbstätig waren, die ihr Leben sehr stark als »Leben für andere« begriffen haben. Auf sie kommt heute oft, unmittelbar nachdem die Kinder das Haus verlassen haben, die Pflege ihrer Eltern als Aufgabe zu. Der Generation der heute etwa 80jährigen werden die Lebensbedingungen und Lebensentwürfe der nächsten Generation gegenübergestellt, der heute etwa 50jährigen, teilweise erwerbstätig, die auch den »Anspruch auf ein Stück eigenes Leben« (Beck-Gernsheim) geltend machen und dabei immer wieder vor nahezu unüberwindbaren Hindernissen stehen. Für diese Frauen wurde der Begriff der »Sandwich-Generation« geprägt: Das heißt, sie sind eingeklemmt zwischen zwei Generationen, zwischen die Sorge für die Kinder und die für ihre eigenen Eltern. Am Beispiel von zwei Generationen von Frauen wird aufgezeigt, wie sich Lebensverhältnisse und Vorstellungen vom eigenen Leben verändert haben, wie beide Generationen heute mit ganz unterschiedlichen Wünschen und Interessen nebeneinander und zusammen leben (müssen) und wie strukturelle Veränderungen damit nicht Schritt gehalten haben.

Wenn in der sozialen Praxis Tätige mit den kleinen und größeren Katastrophen in solchen Familien, in denen Eltern mitversorgt oder gepflegt werden müssen, konfrontiert sind, dann sollten sie in der Lage sein, nicht nur konkrete kurzfristige Krisenintervention durchzuführen, sondern sie sollten auch wissen, daß es sich um Probleme handelt, die nicht die »Schuld« oder das »Schicksal« einzelner sind, sondern hinter denen veränderte Lebenserwartungen, veränderte Lebensentwürfe, Hoffnungen, Wünsche einer ganzen Generation stehen. Und daß diese Erwartungen und Wünsche – wenn sie zusammenprallen mit den Erwartungen der älteren Generation und den Notwendigkeiten, die mit der Sorge für diese ältere Generation verbunden sind – nahezu zwangsläufig zu Kon-

flikten führen, die mit gutem Willen allein nicht zu lösen sind. Diese Konflikte sind vielmehr eingebettet in Strukturen wie Familiengröße, geschlechtsspezifisch eingefahrene starre Rollenzuteilungen, fehlende Nachbarschaftshilfe, zu kleine Wohnungen, zu lange Dauer der Pflegesituation, zeitliche, räumliche, physische und psychische Überlastung usw. Von da her sind die konkreten Unterstützungsmaßnahmen dann zwar noch nicht eindeutig festgelegt, jedoch sind sie prinzipiell ableitbar. Denkbar sind z. B. das Anknüpfen an Fähigkeiten und Stärken, die Ressourcen der Frauen, die Initiierung von Selbsthilfe, längerfristig vielleicht das Erproben von anderen Wohn- und Lebensformen, und natürlich das Einwirken auf die politischen Entscheidungsträger (z. B. für umfassende Regelungen privater Pflege). Das Aufbrechen der geschlechtstypisch normierten Rollenmuster wäre eine weitere Perspektive, wobei weder nach Alltagserfahrung noch nach dem Stand der Forschung viel dafür spricht, daß es in absehbarer Zeit gelingen könnte, Männer in nennenswertem Umfang in die häusliche Pflege ihrer Eltern einzubeziehen.

Handeln auf schwankendem Grund

Soweit ist das Theorie-Praxis-Verhältnis (im Prinzip) logisch und einsehbar, wenn auch in der Umsetzung immer noch kompliziert genug. Was aber, wenn durch neuere theoretische Diskurse die bisherigen Arbeitsanleitungen, die gültigen Postulate überholt werden, wenn nicht mehr klar ist, worauf man sich berufen kann, wenn die Axiome selbst ins Trudeln geraten, wenn neue Theorieansätze und bisher gängige Praxis nicht mehr zu verbinden sind? Genau dann ist der Anspruch, den Spaß am Denken, auch wenn es ungeschützt und unbequem wird, nicht zugunsten von altbewährten Handlungsmustern hintanzustellen, sondern sich der Spannung, den Widersprüchen, den Aporien zwischen Theorie und Praxis auszusetzen, unabdingbar.

Besonders erhellend ist dazu, was derzeit in der feministisch orientierten sozialen Arbeit mit Frauen und Mädchen durch aktuelle (de)konstruktionstheoretische feministische Theorieansätze angestoßen wurde (vgl. dazu Szemerédy 1995; Tatschmurat 1996). Mir scheint dies so bedeutsam, daß ich exemplarisch darauf etwas ausführlicher eingehen möchte.

Die Praxis:

Die Adressatinnen oder Klientinnen sozialer Berufe, z. B. der sozialen Arbeit, sind in doppeltem Sinne Verliererinnen der Individualisierungsprozesse. Erstens sind für sie, denen es vorrangig um die Befriedigung der materiellen Grundbedürfnisse von Wohnen, Essen, Arbeiten, nachts in Ruhe schlafen usw. geht, die Ideen von einer Pluralisierung der Lebensentwürfe weder realisierbar noch wünschenswert. Zweitens sind sie häufig nicht nur allgemein sozial randständig, als Marginalisierte sind sie auch potentielle Verliererinnen einer patriarchal strukturierten Gesellschaft: In extremer Art und Weise sind sie Gewalt in Beziehungen, sei es privat, in ihrem Wohnumfeld (Asylbewerberunterkünfte, Wohnheime, Straße) oder am Arbeitsplatz, ausgesetzt. Gleichzeitig sind sie durch ihre eher traditionell orientierte Sozialisation, durch ihr Denken in Bindungen und Beziehungen, durch die eindeutige Präferenz für die traditionelle Frauen- und Mutter-

rolle in das Räderwerk der Abhängigkeit von schlagenden Männern und in der Folge von Behördenhandeln gekommen. Die extremen Gewalt- und Verachtungserfahrungen dieser Frauen erfordern, dies steht unzweifelbar fest, parteiliche Arbeit in dem Sinn, daß die Kategorie Geschlecht zentral für emanzipatorisches Handeln sein muß.

Die Theorie:

Auch diese Frauen haben, so konstruktionstheoretische Positionen, ihren Part an den Inszenierungen der Geschlechterverhältnisse in dieser Gesellschaft. Sie leben und gestalten ihr Frau-Sein in einer ganz bestimmten Weise. Aber es gibt eben mehr als nur diese eine Möglichkeit der Inszenierung – auch in den marginalisierten Bereichen der Gesellschaft. Diese Zuspitzung in der Forschung traf zusammen mit der politischen Wahrnehmung der gewaltigen Bandbreite der Differenzen unter den Frauen (weiß/schwarz, arm/reich usw.). »Die« weibliche Sichtweise wurde immer fraglicher. Von wem ist eigentlich die Rede, wenn wir von »Frauen« sprechen? Von weißen, westlichen Frauen der Dominanzkultur? Von jungen Frauen, Mädchen? Heterosexuellen Frauen, lesbischen Frauen? Müttern? Witwen? Armen Frauen? Reichen Frauen? Transsexuellen Frauen? Haben sie alle eine vergleichbare Lebenswirklichkeit, die politisches Handeln auf der Basis von Parteilichkeit und Betroffenheit rechtfertigt?

Theorie und Praxis:

In der feministisch orientierten sozialen Arbeit hat sich die Parteilichkeit bisher bewährt, obwohl immer unklarer wird, wer mit wem warum parteilich sein sollte. Als Orientierung für die Gegenwart und die nächste Zukunft bleibt zunächst nur dies: Es ist notwendig, die Aporie zu

leben zwischen der Schwierigkeit, theoretisch genau bestimmen zu können, was »Frau« ist, und gleichzeitig so zu handeln, als ob dies zweifelsfrei feststünde. Notwendig ist eine Vorgehensweise, »welche die Differenzperspektive abwechselnd ernst nimmt und außer Kraft setzt. Ernst nehmen heißt, die Unterscheidbarkeit und vermutete Unterschiedlichkeit von Frauen gegenüber Männern vorzusetzen und sich auf deren einfühlsame Beschreibung einzulassen. Außer Kraft setzen müssen wir aber diese Perspektive, wenn wir die Befunde interpretieren und sie dann in einen weiterführenden Forschungsprozeß wieder einspeisen wollen: Im Lichte dieses Vorhabens wird all das, was »geschlechtstypisch« vorkam, als Mittel der Herstellung, Fortschreibung und persönlichen Darbietung von Geschlechterpolarität gelten müssen« (Hagemann-White 1993, S. 75).

Susanne Szemerédy liefert Hinweise dazu, wie es möglich sein könnte, das Paradox von kognitiver Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht und deren emotionaler und realer Beibehaltung in der sozialarbeiterischen Praxis umzusetzen. Gewiß kann man Mädchen und jungen Frauen in einer Zufluchtsstelle mit ihren geschlechtsbezogenen Gewalterfahrungen nicht ohne weiteres den dekonstruierenden, spielerischen Umgang mit ihrer Geschlechtsidentität vorschlagen und meinen, daß damit ihre Probleme gelöst würden. Daher muß und kann sich die soziale Praxis weiterhin einzig auf das beziehen, was für die betroffenen Mädchen und Frauen »durchlebte und durchlittene Realität« ist (Szemerédy 1995, S. 66). Und das ist eben in der Regel die Folge des Geschlechterverhältnisses, wie es mit Macht aufrechterhalten wird – zum Vorteil der einen und zum Nachteil der anderen. Andererseits kann der wissenschaftliche Diskurs insofern befreiend wirken, als Blickrichtungen auch immer wieder geändert und Selbstverständlichkeiten hinterfragt werden können, bei den

Mädchen in der Zufluchtsstelle, bei den Mädchen im Heim, bei suchtabhängigen Frauen, bei alleinerziehenden Frauen, kurz: bei jedem Gegenüber in der sozialen Arbeit. Es muß jedoch sorgfältig und verantwortungsvoll überlegt werden, inwieweit sie dem »fremden Blick« ausgesetzt werden können. Was kann die Expertin (und ihre Institution) der Hilfesuchenden an Verunsicherungen zumuten, was sich von ihr zumuten lassen? Und auf welches Ziel hin? Wenn das Geschlecht keine feste Konstante, keine identitätsstiftende Bezugsgröße mehr ist, wird möglicherweise auch die eigene Identität der Professionellen fragwürdig. Welcher Anteil von Geschlechtsidentität wird von der Expertin in der feministisch orientierten Praxis gefordert, was ist ausgeschlossen?

Dermaßen auf mehreren Ebenen zu reflektieren und zu agieren ist anstrengend, verwirrend, es stellt nicht nur die eigenen Sicherheiten in Frage, sondern es macht auch einsam, was das Bezugsnetz betrifft. Denn sowohl die Sozialforscherin wie die Sozialpraktikerin, die parteilich und dekonstruktivistisch zugleich denkt und handelt, »hat ihrerseits keinen Ort, an dem sie – Distanz und Erholung suchend – ein »wahres« Selbst jenseits der Zweigeschlechtlichkeit erleben und bestätigen könnte, um ihren Blick von außen zu stabilisieren. Im Gegenteil: ... (sie wird) im Kreise ihrer ... Bezugsgruppe geradezu emphatisch auf ihr Frausein eingeschworen, vielleicht auch hochnotpeinlich befragt, wie sie es mit den feministischen Grundanliegen hält, wenn die Andersartigkeit weiblichen Lebens und Erlebens für sie zur Disposition steht« (Hagemann-White 1993, S. 75).

Befriedigung kann jedoch daraus gezogen werden, daß Dekonstruktion ein erfolgversprechender (nicht: -garantierender!) Weg ist, die herrschende Geschlechter-Ordnung in Unordnung zu bringen, ihr die Legitimation abzusprechen und sie nicht ständig zu reproduzieren.

Diese Position ist gewiß nur lebbar auf der Basis von realen Spielräumen, seien sie materieller Art oder auch im Bereich der zur Verfügung stehenden symbolischen Interpretationsmuster. Gleichzeitig wird aber in der Praxis auch immer wieder deutlich, daß der von Praktikerinnen und ihren Adressatinnen gleichermaßen geteilte Wunsch nach Sicherheit, nach Eindeutigkeit um so illusionärer bleibt, je starrer die Muster sind, auf die zurückgegriffen wird. Und häufig erlebt man dann, daß die Ressourcen derjenigen, die existentielle Marginalisierungserfahrungen machen mußten, größer sind als angenommen. Vielleicht »kennen« sie das Leben aus der Unsicherheit heraus eher besser als manche Frau in gesicherten Verhältnissen. Diese Fähigkeiten gilt es in den Blick zu bekommen und begrifflich zu fassen. Als Nebeneffekt könnte dadurch die professionsimmanente Fixierung auf Defizite abgemildert werden.

Problemlösen als Aufgabe der Sozialwissenschaften?

Was also kann die mühsame und verwirrende Auseinandersetzung mit Theorien für die in der Praxis Stehenden bedeuten, was können sie davon für ihre Arbeit profitieren?

Viele Mißverständnisse entstehen dadurch, daß Frauen und Männer in der Praxis sich oft nicht darüber klar sind,

welches Erkenntnisinteresse einer Forschung zugrunde liegt – und daß dies auch in der Forschung selbst nicht immer ausgewiesen wird. Einerseits wird »Anwendungsorientierung« proklamiert, also »Problemlösung« (oder zumindest Problemlösungswissen) suggeriert, andererseits gehen die grundsätzlichen Prämissen weit über das konkrete Handlungsfeld hinaus und skandalisieren Krisen, die eben nicht feldspezifisch alleine zu lösen sind. Claus Offe formulierte dies folgendermaßen: Die Sozialwissenschaften können ihre intellektuelle Substanz nur dann retten, »wenn sie aufhören, sich als Problemwissenschaften mißzuverstehen, und sich, wie das ihre Klassiker taten, wieder als Krisenwissenschaften zu begreifen beginnen, die bewußt und mit Absicht der Bewußtseinsbildung mehr Probleme aufwerfen und beim Namen nennen, als die herrschenden Eliten in Politik und Verwaltung zu verkraften, geschweige denn zu »lösen« imstande sind« (Offe 1982, S. 112).

Die in der Praxis Arbeitenden müssen, wie wir alle, sich damit abfinden, daß es der Wissenschaft letztlich darum geht, immer wieder Fragen zu stellen, auch wenn keine »Lösungen« hinterhergeschickt werden können, ja wenn jegliche Antwort auf dem Niveau einer »Lösung« falsch ist. Es geht darum, Ambivalenzen, Paradoxa auch dann aufzuzeigen, wenn man sich damit den Ärger der auf konkrete Handlungsanweisungen angewiesenen Frauen und Männer in der Praxis zuzieht, in der sozialen Arbeit wie in der Politik im weitesten Sinne.

Kürzlich formulierte ein Student, der Stellenwert von theoretischen Erklärungsmodellen und empirischer Forschung sei für ihn so etwas wie ein »Teppich«, auf dem er sich sicher bewege, wenn er konkrete Handlungsschritte für die Praxis überlegen und einleiten müsse. Die Metapher des Patchwork, des Quilt, die derzeit wohl das relevanteste Identitätsmodell darstellt (Keupp 1992), läßt sich auf das Analysieren und auch auf das Initiieren sozialer Prozesse übertragen: Auch hier gibt es nur wenig alte Sicherheiten, wenig feste Gebäude, sondern immer neue Konstellationen von Problemlagen und Verhaltensweisen. So können aufbereitete Daten, verbunden mit sekundäranalytischen Kenntnissen bezüglich veränderter Lebensmuster und -erwartungen verschiedener Generationen, zwar nicht unmittelbar zu einem tragfähigen Teppich werden, der Basis für konkrete Schritte der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen ist. Sie können jedoch Webanleitungen und Mustervorschläge geben, können sagen, wo ähnliche »Werke« schon zu besichtigen sind und wer sie hergestellt hat. Sie können ferner Informationen darüber geben, wie zeit- und geldaufwendig bestimmte Veränderungen oder Neukreationen sind, und sie können Lust machen auf das Weben, Stricken, auf das Ausprobieren solider, verrückter, wilder Muster in alten Traditionen oder ganz ohne Vorbilder. Diese Anleitungen sind wie Schnittmusterbögen oder auch wie Kochrezepte – sie sind nicht das Leben. Dieses entsteht nur in der Praxis durch das Tun der Menschen selbst.

Auf der personalen Ebene wird im Zuge der Individualisierungsprozesse von uns allen seit langem gefordert, die Teile unseres Lebens immer neu zu ordnen, dem Patchwork unserer Identität ein Muster, eine Struktur zu geben, die nie endgültig fertig ist, und diese Verunsicherung auch noch als produktive und lustbetonte zu erleben. In ähnlicher Weise gilt und galt dies schon immer auch für den Umgang der Praxis mit Forschung. Ergebnisse öffnen den Blick für neue Fragen, Aufklärung pro-

duziert neue Mythen, Erreichtes weist auf Unerreichtes hin, vermeintliche Sicherheiten lösen sich auf, und zwar in schnellerem Tempo und in größerem Umfang, als wir dies manchmal verarbeiten können. Hier ist das beständige Am-Ball-Bleiben und das geduldige Immer-wieder-Umsortieren der Puzzleteile verständlicherweise für Männer und Frauen in der Politik, in Sozialberufen, in der Administration mühsam und lästig. Und natürlich ist es nicht zu verordnen. Es ist jedoch lernbar: durch anwendungsorientierte Forschung, die auch offene Fragen benennt.

Diese Komplexität zu erkennen, wahrzunehmen und sich dem mit Geduld, Ungeduld, auch mit Zorn in der alltäglichen Arbeit zu stellen, wäre ein Schritt hin zu mehr Realitätssinn und zugleich Offenheit für neue Wege. Es bringt darüber hinaus auch Entlastung, wenn klar wird, daß es nicht immer möglich und nicht immer notwendig ist, »richtig« zu handeln. Eine solche Erkenntnis könnte meines Erachtens auch den in diesem Feld so verbreiteten Burn-out-Prozessen vorbeugen.

Ist also abzurücken von der Anwendungsorientierung als Leitlinie empirischer Forschung? Ja und nein. Ja, weil eben nicht jede Problemanalyse, sofern sie wirklich »kritisch« ist, die klar umsetzbare Lösung in sich tragen kann. Nein, weil es doch immer wieder notwendig ist, Orientierungswissen und Leitlinien zu geben zu kleinen, gangbaren Veränderungsschritten und auf den Ort dieser konkreten Veränderung im gesamten System hinzuweisen. Dadurch kann das Verständnis für die grundlegenden Widersprüche und Entwicklungsprozesse der modernen Gesellschaft in der Praxis geweckt und wachgehalten werden.

Literatur

- Arbeitsgruppe Tagesmütter:** Das Modellprojekt »Tagesmütter« – Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitung (Hrsg.: Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, Schriftenreihe Bd. 85). Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1980
- Beck, Ulrich:** Risikogesellschaft. Frankfurt/M. 1986
- Beck, Ulrich / Bonß, Wolfgang:** Soziologie und Modernisierung. In: Soziale Welt 35, 1984, S. 381-406
- Bolte, Karl Martin:** Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: Bolte, Karl Martin / Treutner, Erhard (Hrsg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt/M. 1983, S. 12-36
- Hagemann-White, Carol:** Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. Feministische Studien, 11, 1993, 2, S. 6878
- Honig, Michael-Sebastian / Münchmeier, Richard:** Was heißt »anwendungsorientierte Grundlagenforschung«? In: DJI-Bulletin, Heft 4, Sommer 87, S. 8-11
- Keupp, Heiner:** Identitätsverlust oder neue Identitätsentwürfe? In: Zoll, Rainer (Hrsg.): Ein neues kulturelles Modell. Opladen 1992, S. 100-117
- Meinhold, Marianne:** Intervention in der Sozialarbeit. In: Hörmann, Georg/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch der psychosozialen Intervention. Opladen 1988, S. 70-80
- Nowotny, Helga:** Vom Definieren, vom Lösen und vom Verwalten sozialer Probleme: Der Beitrag der Armutsforschung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Soziologie und Praxis. Soziale Welt Sonderband 1, Göttingen 1982, S. 115-134
- Offe, Claus:** Sozialwissenschaften zwischen Auftragsforschung und sozialer Bewegung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Soziologie und Praxis. Soziale Welt Sonderband 1, Göttingen 1982, S. 107-113

Pankofer, Sabine: »Können Sie zu dieser Theorie ein praktisches Beispiel geben?« – oder: Vermittlung von Theorie (und Praxis) in der Ausbildung an der Fachhochschule. Pädagogischer Rundbrief 46, 1996 1/2 (im Erscheinen)

Pieper, Michael: »Gebrauchsfertiges« Wissen? Von den Schwierigkeiten, Wissenschaft in der Praxis sozialer Arbeit zu nutzen. In: Ulke, Karl-Dieter (Hrsg.): Ist Sozialarbeit lehrbar? Freiburg/Br. 1988, S. 166-188

Pongratz, Hanne: Mütter im leeren Nest. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? München 1988, S. 107-118

Szemerédy, Susanne: Oh boy, it's a girl. Die Kritik der Kategorie Geschlecht – dekonstruktivistisches Denken: Angriff auf oder geheimer Impetus feministisch orientierte(r) Sozialarbeit. Unveröff. Diplomarbeit Kath. Stiftungsfachhochschule München 1995

Tatschmurat, Carmen: Feministisch orientierte soziale Arbeit: Parteilich handeln, dekonstruktivistisch denken? In: Miller, Tilly / Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Mädchen und Frauen. Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven. Stuttgart 1996, S. 10-29